

# Rationierte Plauderei

Autor(en): **Koch, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **St. Galler Schreibmappe**

Band (Jahr): **22 (1919)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-947941>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Rationierte Plauderei.

Von Heinrich Roth.

In der „Schweizerwoche“ war's. Ich schlenderte durch die Gassen und Straßen der werktäglichen Stadt, um anzuschauen, was Arbeitsfleiß und Geschicklichkeit unserer Heimat alles zustande bringen, damit Goethe's Spruch:

„Willst du immer weiter schweifen?  
Sieh, das Gute liegt so nah“

an uns selber zur Wahrheit werde.

Vor einem Spielwarenfenster standen größere und kleinere Kinder, lachend, mit den Fingern zeigend und eifrig plaudernd. Ich wollte sehen, woran unsere vaterländische Jugend solche Freude, so großes Interesse habe und ging auch hin. Ja ja! — Allerliebste! — Eine kleine Ausstellung aus einer Puppenküche. In niedlichen Liliputellerchen, zierlichen Zwergschüsselchen, winzigen Koboldfläschchen allerlei appetitliche Eisenportionchen und hinten, wie ein riesiger Wächter, ein stattlicher Fünfpfünderlaib im Maßstab von eins zu hundert. „Si, wie nett!“ „O, wie schön!“ „Nein, wie artig!“ riefen die kleineren Mädchen, und „Wirklich sausein!“ lobte eine angehende höhere Tochter, die nicht mehr mit Puppen spielt, nur noch mit Gymnastik und Akademikern. Ich selber dachte, daß diese reizende Auslage wirklich mit viel Geschick hergerichtet sei und einen kundigen Blick für das, was die Jugend anzieht, befunde, empfand aber trotzdem ein merkliches Anbehagen; denn eine innere Stimme raunte mir zu, es sei doch nicht schön, wenn ein Comestiblesgeschäft den Spielwarenhändlern Konkurrenz mache und dazu noch in der „Schweizerwoche“. Während ich noch diesem Gedanken nachhing, vernahm ich dicht hinter mir einen doppelzentnerschweren Seufzer: „Und das ist nun eine eidgenössische Tagesration!“ Mich umwendend, gewahrte ich einen großen, breiten Herrn mit einem Doppelfinn. Wehmütig blickte er ins Schaufenster, die Augen standen ihm voll Wasser. Da warf auch ich nochmals einen Blick auf die ausgelegten Spielsachen und entdeckte eine Tafel, die mir vorhin durch die davorstehenden Kinder unsichtbar geblieben war. Mit großen, unbarmherzigen Buchstaben höhnte mir die Aufschrift entgegen: Unsere Tagesration.

Es war also grauamer Ernst, frierende Wirklichkeit, nicht heiteres Spiel! Während ich vorher den Inhalt kaum beachtet und nur am Puppengelächir mein Wohlgefallen gefunden hatte, verschwand nun dieses und ich sah nur noch die kredenzten Rationen, oder besser gesagt: ich sah sie nicht; denn, was da vor mir lag, waren nur noch Atome, Moleküle, Mikrokosmen von Nahrungsmitteln; ein Apothekerlöffelchen voll Öl, einige Würmer Teigwaren, eine Messerspitze voll Mehl, Käse, gerade genug, um einen hohlen Zahn zu füllen, Zucker — eine frugale Mahlzeit für eine Stubenfliege, eine homöopathische Dosis Butter! Nur der bräunliche Fünfpfünder, en miniature, machte einen behäbigen Eindruck und schien mir zu sagen: Verzage nicht, ich bin ja noch da, ich rette dich. Auf der anderen Seite blickten mich drei bescheidene Erdäpfel mit bittenden Augen an: Vergiß uns nicht; wir halten dich über Wasser. Und in der Mitte stand, wie ein weißer Engel, die Milchflasche, und tröstete mich auch.

Gut, gut! Dir, barmherziges Brot und dir, gutmütiger Erdäpfel und dir, sanfte Milch zuliebe, will ich mich aufrecht halten, will ich mich darein schicken. Euch zuliebe will ich noch zögern, aus einem Paar Hosen des satten Adam zwei Paar für den neuen hungrigen Menschen zu machen, ich will mich begnügen, die Hosen schnalle hinten verfezen zu lassen. Aber wisset:

„Es lebt in jeder Schweizerbrust  
Ein unennbares Sehnen  
Nach Siern, Butter, Speck, o Lust!  
Vor Heimweh weint er Tränen.  
Sagt an, was das bedeuten soll,  
Das Sehnen, die Tränen?  
Der arme Schweizer fühlt es wohl,  
Sein Darm ist leer, sein Magen hohl!“

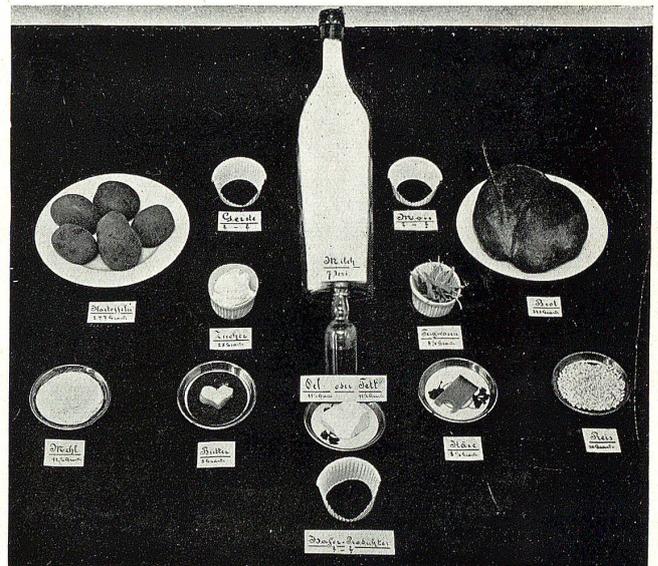
Auf grüner Alp, am steilen Hang,  
Kein Senn will Butter geben.  
Da wird's dem Städter angst und bang,  
Sein Herz fängt an zu beben.  
Sagt an, was das bedeuten soll,

Nicht Käse, noch Butter geben?  
Der mag're Schweizer fühlt es wohl:  
Man wird nicht fett von Kraut und Kohl!

Zum stillen Tal, zum klaren See  
Die Städtercharen ziehen.  
Sibt's keine Eier hier? O weh!  
Leer muß er wieder fliehen.  
Sagt an, was das bedeuten soll,  
Das Ziehen, das Fliehen?  
Der dünne Schweizer fühlt es wohl,  
Am Höchstpreis und am Monopol!

Der Schweizer ist der Karten Knecht!  
Hat eine er vergessen,  
Dann geht's ihm miserabel schlecht,  
Nichts friegt er mehr zu essen!  
Sagt an, was das bedeuten soll,  
Vergessen, nichts essen?  
Wie wär's dem Schweizer wieder wohl,  
Wenn seine Töpf' und Schüssel voll!

Die philosophische Anschauung, unser Leben sei ja nur ein Traum, stimmt ganz und gar nicht mehr zur Gegenwart. Unsere ganze Existenz baut sich nur noch auf Karten auf, sie ist ein Kartenhaus; und wenn die Steuerung mit ihren Begleitern, Krieg und Krankheit, noch länger dauern, werden auch Tausende von Existenzen umgeblasen wie ein Kartenhaus. Früher wohnten die meisten Karten auf der Sonnenseite des Lebens: die Weinkarte weckte die Begeisterung, die Speisefarte mit ihrer Fülle gab dem Dasein eine behäbige, sichere Unterlage, Verlobungs- und Vermählungskarten zauberten den Himmel auf die Erde herab, die Ansichtskarte vermittelte dem Empfänger die Schönheiten der ganzen Welt oder erheiterte ihn mit einem gelungenen Scherz. Ganz abseits auf der dunkeln Schattenseite standen die Trauerkarten, allein und ungesellig. Nun hat ihnen der Krieg eine zahlreiche Gesellschaft zugeführt in den Rationenkarten; denn diese sind im Grunde auch nur Kondolenzkarten. Eigentümliche Welt! Alles, alles Erdenkliche wird rationiert, um durchzuhalten, nur das Nächstliegende, Einfachste nicht. Noch keinem Staatsmann ist eingefallen, das Geld zu rationieren, etwas reichlich, natürlich! Milliarden und Milliarden strömen zusammen, zur Abschachtung der Männer, aber zur Erhaltung der Menschen ist kein Groschen aufzutreiben — ach, es fehlt am Papier, die Hungerkarten haben es aufgezehrt. Aber könnten nicht Hunderter- und Tausendernoten vorübergehend in die Lücke treten bis die richtigen Anweisungen, respektive: Rationenkarten erstellt sind? Wilson, dich, Allmächtiger, rufe ich an! Führe auch auf des Lebens Sonnenseite die Rationenkarte ein!



Unsere Tagesration während des Kriegsjahres 1918  
Photographische Aufnahme aus dem Schaufenster der firma C. Groß, Comestibles